

**rowohlt** repertoire

Leseprobe aus:

Florian Coulmas

## Die Deutschen schreien

Beobachtungen von einem, der aus dem Land des  
Lächelns kam

Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.rowohlt.de/reptoire](http://www.rowohlt.de/reptoire)

## **INHALT**

Umzug	9	
	Ordnung und Knie bräunen	25
Jetzt reicht's aber	39	
	Katholik oder Protestant?	53
Vertretung	69	
	Titel	83
Sachlich richtig	97	
	Eine Woche voller Samstage	115
Gute Fahrt!	135	
	Schönen Tag noch!	155
Sayonara	175	

## UMZUG

Es klingelte an der Tür. Endlich. Wir warteten schon zwei Stunden. «Kann ich mal Ihre Toilette benutzen?», fragte ein unrasierter junger Mann, als ich öffnete. «Ich soll hier abladen», fügte er belehrend hinzu, da ich nicht auf der Stelle den Weg zur Toilette freigab. Er benutzte die Toilette und verschwand wieder nach draußen. Zwei Stunden später ein Anruf: «Wir kommen gegen eins.» Es wurde eins, es wurde zwei. Gegen Viertel nach zwei stand der Lastwagen mit dem Container vor der Tür. «Punkt acht Uhr dreißig sind wir bei Ihnen», hatte es geheißen, als ich den Termin mit dem Spediteur vereinbart hatte. Willkommen in Deutschland.

Der unrasierte Toilettenbenutzer war direkt zum Einsatzort bestellt worden. Er musste aushelfen, denn zwei der übrigen vier Packer, die mit dem Lastwagen kamen, waren Invaliden. Der eine trug seinen rechten Daumen, der andere seinen linken Arm in einer Binde. Was Wunder, dass nach den ersten fünf Kisten begonnen wurde zu stöhnen. Es waren dreihundert Einheiten: Kisten, Möbel und so weiter. Dem Frachtbrief war das unschwer zu entnehmen. Woher rührten die Überraschung und der Missmut, die in ihren Gesichtern standen? Hatte sie niemand gewarnt? Waren sie neu in ih-

rem Job? Wie viele Arbeitslose gab es doch in Deutschland?

Während der Unrasierte und die Invaliden sich mit Kisten und Möbeln abgaben, fuhr ich mit dem Vorarbeiter zum Lager, um das Auto abzuholen, das auch im Container gestanden hatte, aber zunächst bei der Rampe im Betriebshof abgestellt worden war. Manövriert hatte es offenbar kein sehr geübter Fahrer. An der rechten Seite war das Auto weiß, wo es vorher blau war. Das zu entdecken blieb mir vorbehalten. Sieht man doch, wieso also extra darauf hinweisen? Eigentlich sollte das Auto frei Haus geliefert werden, aber dann wäre es «morgen» oder «übermorgen» geworden. Übermorgen war Freitag, also frühestens Montag. Ich war jetzt froh, dass ich es selber fuhr, nicht nur wegen Montag, auch wegen der Schramme.

Zurück beim Container, waren da gewisse Fortschritte zu konstatieren, auch Schrammen im Treppenhaus. Niemand sagte etwas davon. Saft und Wasser standen reichlich bereit. «Kein Bier?» Willkommen in Deutschland.

Der Versuch, eine Kiste mit dem kleinen Rollwägelchen über die drei Stufen ins Haus zu hieven, scheiterte. Man hörte das Geschirr scheppern. «Ist die aber schwer.» Jetzt kamen die Kisten nur noch in den Flur, nicht wie besprochen in die Zimmer nach oben und unten. Bald fünf Uhr. «Hier, können Sie mal unterschreiben?» Ich erkundigte mich nach den Schrammen im Treppenhaus und am Auto. «Ach so, hier auf der Rückseite. Setzen Sie sich am besten selber mit der Versicherung in Verbindung.»

Froh, nach acht Wochen Leben aus dem Koffer wie-

der im Besitz unserer Sachen zu sein, waren wir nach dieser Initiation doch etwas geknickt. Dabei hatten wir die Zeit, die zwischen unserer Ankunft und der des Umzugscontainers vergangen war, nicht vertrödelt. Mit offenen Augen und Ohren hatten wir die neue Umgebung inspiziert und begonnen, uns auf sie einzustellen. Ein Schiff von Yokohama nach Bremerhaven ist rund vier Wochen unterwegs, aber mit Verladen, Verpacken, Zollabfertigung hüben und drüben gehen doch fast zwei Monate ins Land, bis die Sachen am Zielort sind. Wir hatten die Flugreise zwar für Ferien unterbrochen, waren aber doch noch gute sechs Wochen vor dem Container angekommen. Zeit genug, um das geistige Klima kennen zu lernen, zumindest oberflächlich. Beim Nachbarn zum Beispiel, Herrn N. Alles Einfamilienhäuser in der Straße, deshalb hat man wirklich Nachbarn. Kinder im Schlepptau, ging ich auf Herrn N. zu, der damit beschäftigt war, seinen Zaun an der Straße zu streichen. Gute Gelegenheit, dachte ich.

«Guten Tag», sagte ich, «wir wollten uns vorstellen. Das sind meine beiden Kinder. Wir ziehen nebenan ein, das haben Sie sicher schon gemerkt. Ich hoffe, wenn der Möbelwagen kommt, gibt es nicht zu viel Lärm. Ich werde Ihnen vorher Bescheid sagen. Auf gute Nachbarschaft!»

«Geht in Ordnung», sagte Herr N. und wandte sich wieder seinem Farbtopf zu. Die Nachbarn auf der anderen Seite des Hauses, zwei betagte Herrschaften, waren verwundert, aber freudig überrascht, als wir in ähnlicher Absicht, wie wir Herrn N. beim Zaunstreichen störten, bei ihnen klingelten. «Dass es so etwas noch gibt!» Wie wir offenbar nicht den Erwartungen unserer Um-

gebung entsprachen, entsprach die in vielem nicht unseren Erwartungen.

Das ist ja gerade das Interessante beim Umziehen. Es ist eine Lektion in der Möglichkeit des Andersseins. Jeder sollte gelegentlich mal umziehen. Davon, dass das die Wirtschaft kolossal beleben würde, will ich gar nicht reden, obwohl das der Maßstab aller Dinge zu sein scheint. Aber für das zivile Verhalten und die Aufdeckung der eigenen Vorurteile ist ein Umzug Gold wert. Mühsam, gewiss, und zeitraubend ist ein Umzug. Wie viel Kraft es kostet, den Mittelpunkt seines Lebens von einem Ort an einen anderen zu verlegen, weiß nur, wer darin Übung hat. Allein ist das eine Kleinigkeit. In, nach, von Tokyo habe ich das mehrfach getan. Es geht dabei ja hauptsächlich um die Verlegung des Schreibtisches, dessen geographische Lage immer unwichtiger wird, wo man doch ständig mit allen Leuten elektronisch in Kontakt ist. Für Eltern und Kinder aber spielt das ortsfeste soziale Beziehungsnetz eine viel größere Rolle. Steht der Aufwand im Verhältnis zu der Entfernung, die man bei einem Umzug zurücklegt? Vielleicht ein wenig, aber der geographische Abstand ist sicher weniger bedeutsam als der der Gepflogenheiten, der Gewohnheiten, der Routinen. Die Erwartungen, von denen man sich im Alltag leiten lässt, werden nolens volens bewusst gemacht, und man erkennt sehr schnell, dass fast alles, was man für selbstverständlich hält, auch anders sein könnte, ohne dass es weniger selbstverständlich wäre. Bei einem Umzug kriegt man einen Kurs in praktischer Ethnologie gratis dazu.

«Was haben Sie denn erwartet?», fragte wohlmeintend, aber mein Befremden über die Erfahrungen mit

der Spedition doch etwas verspottend ein Kollege.  
«Vielleicht, dass sie mit Glacéhandschuhen kommen?  
Das sind schließlich Möbelpacker!»

Die Erwartung ist, dass Leute, die den ganzen Tag Kisten schleppen, raubeinige Kerle und nicht gerade zart besaitet sind. Das kann ja gar nicht anders sein, bei dem Job. Aber meistens kann es doch anders sein. Vielleicht hatte ich Glacéhandschuhe erwartet, und das war dann sicher eine deplatzierte Erwartung. Aber, mit Glacéhandschuhen oder ohne, mussten sie denn gleich ausgemachte Grobiane sein? Das zu erwarten oder nicht zu erwarten hängt davon ab, wo man sich befindet.

Jetzt befand ich mich in einem Kaff am Niederrhein. Ich könnte auch sagen, und Christiane zum Beispiel würde das sehr freuen: in einem schicken Vorort einer schicken Großstadt am Niederrhein. Das entspräche durchaus der Wahrheit, subjektiv jedenfalls, aus der Sicht derer, die in diesem noblen Vorort wohnen. Also: in einem Kaff (teuren Vorort) am Niederrhein. Mit Kaff will ich nichts anderes andeuten als die Größe des Ortes. Verglichen mit Tokyo ist fast jeder Ort ein Kaff. Frankfurt am Main, ein Kaff. Frankfurt an der Oder, noch viel mehr ein Kaff. Bonn, ein Kaff. Düsseldorf, ein Kaff. In Tokyo habe ich den größeren Teil meines erwachsenen Lebens gelebt. Unsere Kinder sind dort geboren und in die Schule gegangen. Von Tokyo führte der Umzug in das Kaff (den noblen Vorort) am Niederrhein. Eine gewisse Umstellung. Aber das war so gewollt; besser ein Kaff als eine Großstadt, die eben nicht Tokyo ist. Von Tokyo macht man sich im Übrigen ganz falsche Vorstellungen, aber dazu kommen wir noch.

Einstweilen, im Kaff auf meinen Kisten sitzend, ich hätte es nie für möglich gehalten, hatte ich Sehnsucht nach Herrn Kato. Sehr innig war meine Beziehung zu Herrn Kato nicht gewesen, auch nicht sehr lang. Nur zwei- oder dreimal hatte ich ihn gesehen und ein paar Mal am Telefon gesprochen, und doch sehnte ich mich nach ihm. Herr Kato war ein Herr, ein Herr, der es verstand, mir das Vertrauen zu vermitteln, dass mein Umzug in seinen Händen genauso gut aufgehoben war, wie wenn er gar nicht stattfände, wie wenn alles zu Hause in Tokyo bliebe. Sein eigener Hausaltar lag ihm nicht mehr am Herzen. Um den Umzug zu taxieren, kam er zu unserem Haus in Shimotakaido im feinen Anzug und blütenweißen Hemd. Er schrieb alles auf, wir tranken ein Tässchen Kaffee zusammen und wurden uns handelseinig. Ein Mann von Welt. Sicher, verkaufen will jeder. Die Konjunktur war eher schleppend. Alle Spediteure, die Angebote machten, schickten ebenso wohlgesittete wie wohlgekleidete Leute. Aber Herr Kato war nicht nur die Fassade seiner Firma. Was er versprach, war Service, und den kriegten wir, erwartungsgemäß. Es war nicht das erste Mal, dass ich in Japan umzog. Jedes Mal war es so. Herr Kato war nichts Besonderes. Er verkörperte die Erwartungen, die japanische Kunden an Vertreter von Speditionsfirmen stellen.

Es ist doch etwas mehr als Kofferpacken für die Ferien und das Haus sommerfest zu machen, wenn man umzieht. Eher so etwas wie eine Herztransplantation. Da muss vieles koordiniert werden. All die Nervenbahnen, Zu- und Ableitungen, Bindegewebsansätze und was noch alles ein Herz am Schlagen hält, müssen ohne Schaden gekappt werden und auf eine Weise, dass die

übrigen Funktionen des Organismus möglichst nicht beeinträchtigt werden. Alles muss im richtigen Moment geschehen. Wenn man Gas und Strom zu früh abstellen lässt, kann man nicht mehr baden. Zu spät ist auch nicht gut, denn dann muss man wieder zurück in das leere Haus, nur um darauf zu warten, dass jemand kommt und die Zähler abliest. Ohne Telefon dazusitzen ist in solchen Situationen besonders hinderlich, was allerdings heute, wo jedes Familienmitglied sein eigenes Handy hat, nicht mehr so bedrohlich ist. In Tokyo kann man Handys mit einem Kontingent vorausbezahlter Einheiten kaufen. Dazu braucht man nicht polizeilich gemeldet zu sein und nicht einmal eine Adresse zu haben und hat dann ein Telefon bis zur letzten Minute. Bis zum Schluss bleibt viel zu tun. Abmeldung bei der Stadtverwaltung, in Schule und Kindergarten; die Benachrichtigung der Post, Kranken- und Feuerversicherung; Banken, Daueraufträge, der Steuerberater, Rentenversicherung, die verschiedenen Arbeitgeber, das Auto. Man merkt plötzlich, was so ein Leben ausmacht, einen Haufen Papier plus zahllose elektronische Spuren. Für Freunde, das große Abschiedsfest und den Verkauf der Erbpacht fühlte sich Herr Kato nicht verantwortlich, für alles andere bot er seine Dienste an, unaufdringliche logistische Unterstützung, die sehr nützlich war. Ab und zu rief er in der Vorphase von sich aus an: Jetzt ist es Zeit, die Stadtwerke zu benachrichtigen. Haben Sie an den Sperrmüll gedacht? Brauchen Sie keine Adapter für Elektrogeräte? Und Ihre Tageszeitung? Was ist mit den Nachbarn? Wissen die, dass da ein großer Lastwagen kommt und den ganzen Tag im Weg steht?

Als es so weit war, kamen seine Leute ein wenig zu früh. Bei den Verkehrsverhältnissen in Tokyo weiß man nie. Sie klingelten und fragten höflich, ob sie schon anfangen oder noch warten sollten. Fünf Packer in sauberen, frisch gebügelten Firmenanzügen, die, als sie einmal begonnen hatten, bis zur Mittagspause ebenso zügig wie behutsam vor sich hin arbeiteten. Nach ein- einhalb Tagen waren sie fertig. Nichts war zu Bruch gegangen. Sie machten sauber, verbeugten sich und zogen ab. Ein Trinkgeld hätte sie beleidigt. Sie machten ihre Arbeit, und dafür wurden sie bezahlt. Die *Japan Times*, für die ich schrieb, gab mir auch kein Trinkgeld. Dem Friseur, dem Taxifahrer, dem Portier, dem Kellner? Niemand kriegt Trinkgeld. Trinkgeld ist gegen die Würde. Nicht, dass es in Japan keine Statusunterschiede gäbe, kein soziales Gefälle. Diese Unterschiede werden aber nicht durch Trinkgeld hervorgehoben. Trinkgeld zer- schneidet die Gemeinsamkeiten zwischen den Menschen, trennt zwischen Gebern und Empfängern. Auch wenn die Packer weniger Geld haben als ich, verdienen sie doch einen ehrlichen Lohn. Dass sie kein Trinkgeld zu erwarten, sein Ausbleiben oder zu niedriges Ausfallen nicht zu befürchten haben, erlaubt den Tokyoter Packern, ganz anders mit mir umzugehen als den Packern im niederrheinischen Kaff. Ihre Arbeit hat nichts Subalternes. Sie blicken mir gerade ins Gesicht: Sie tun ihre Arbeit, ich meine. Sie stöhnten nicht, obwohl die Kisten in Tokyo nicht leichter waren als am Niederrhein. Bücher, das sollte allen, die sie schreiben und sich gegen ihre nur elektronische Veröffentlichung wehren, ein schlechtes Gewissen bereiten, Bücher sind verhee- rend für den Rücken. Und bei jeder Kiste die Schuhe

wieder anzuziehen, die man vor dem Betreten des Hauses auszog, macht die Schlepperei nicht einfacher. Desgleichen bei den Möbeln. Schuhe aus, Schuhe an. Nicht mit Schuhen ins Haus. Das gilt normalerweise, und auch wenn Umzug ist, werden diese Regeln nicht suspendiert.

Ich sehnte mich nach Herrn Kato und seinen Leuten nicht nur, weil sie so viel angenehmer im Umgang waren als ihre Kollegen am Niederrhein, sondern auch weil sie besser arbeiteten. Auspacken am Zielort fiel aus, weil der Transport mehr als einen halben Tag zu spät kam. Schlechte Planung und schlechte Ausführung. Ein halber Tag, an dem man, außer sich zu sammeln, wenig machen kann, da man ja jede Minute auf den Container wartet – Herr Kato hätte mir das nicht zugemutet. Dieser Gedanke begann sich, zunächst noch ganz leise, in meinem Hinterkopf zu bilden, ließ mich aber nicht wieder los. Immerhin hatten wir ein Telefon. Das war ein kleiner Trost und ein entscheidender Vorteil, wenn man wartet, wie ich inzwischen wusste.

Von welcher Firma wir das Telefon installieren lassen sollten, hatte ich mich vorsorglich erkundigt. Wir brauchten allerlei, Anschlüsse in verschiedenen Zimmern, ISDN, Fax, Internet. Die Deutsche Telekom hatte mir jemand, der was davon versteht, empfohlen. Schön. Geräte gekauft, einen genauen Plan gemacht, für alles, was gebraucht wurde, und einen Termin abgesprochen.

«Donnerstag, ab vierzehn Uhr», sagte der Verkäufer entschlossen.

«Warum nicht um vierzehn Uhr?», fragte ich.

«Eine halbe Stunde Spielraum müssen Sie uns schon lassen», belehrte mich der Mann im T-Punkt-Laden von

der Deutschen Telekom. Ja, der Firma, deren Kurse an der Wertpapierbörse damals alle Rekorde brachen. Sehr instruktiv ist das, wenn man verstehen will, wie die Börse funktioniert. Träume und Schäume, Erwartungen und Hoffnungen spiegeln sich in Aktienpreisen, alles andere als handfeste Qualitäten. Der Aktienkurs der Deutschen Telekom hat jedenfalls herzlich wenig damit zu tun, wie gut die Leute vom T-Punkt-Laden darin sind, Telefonanschlüsse zu legen. Donnerstag, neunzehn Uhr, kein Mann von der Deutschen Telekom. Freitag nichts. Wochenende. Montag nichts. Dienstag ein Anruf meinerseits.

«Ja, wir konnten Sie ja nicht erreichen.»

Wie wahr.

«Hat etwas länger gedauert, bei einem anderen Kunden.»

Wieder waren meine japanisch konditionierten Erwartungen so unangemessen, dass sich eine adäquate Reaktion nicht schnell genug einstellte. Zu fragen, wie so die Deutsche Telekom nicht zum nächstmöglichen Termin bei mir vor dem Haus stand, auch auf das Risiko, umsonst zu kommen oder warten zu müssen, war ich zu verblüfft.

Aber inzwischen hatte ich ja mein Telefon, war erreichbar für die Mitteilung, dass sich die Lieferung etwas verzögern würde. Das war gut so. Auf diese Weise kam ich nämlich in den Genuss eines Verfahrens, das Sprachlehrer Immersion nennen. Jemanden, der schwimmen lernen soll, ins Wasser schmeißen bedeutet das. Nicht lange warten und alles vorsichtig vorbereiten, erst nur den Zeh ins Wasser stecken, nein, gleich von Anfang an alles